

Das ganze Dorf ist gekommen, um meinem Vater die letzte Ehre zu erweisen. Viele reden, manche weinen, einige wirken verständnislos. Auch für mich war es schwer zu verstehen, dass ein so gesunder, kluger und starker Mann einfach so sterben konnte. Mein Vater, der Heiler und Jäger. Jeder hatte ihn gemocht, denn er hatte aus fast jeder Familie schon mindestens ein Mitglied gepflegt oder geheilt. Bei reicher Beute hatte er sogar manchmal etwas an die Bedürftigen verschenkt. Weil er ein so ehrbarer Mann gewesen war, hatte man ihm eine Feuerbestattung zu Teil werden lassen. Und als einzigem verbliebenen Familienmitglied wurde mir die Ehre zugesprochen, den Scheiterhaufen zu entzünden. Dort vorne kommen sie gerade mit der Fackel. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt schon bereit bin, ob ich mich dazu durchringen kann, meinen geliebten Vater gehen zu lassen. Mit einem Mal wird es still, ich zwingen mich, ihn ebenfalls anzusehen. Er wirkt fremd und gleichzeitig vertraut, meine Beine drohen nachzugeben. Ich fühle mich so schwach, mir wird übel und ich fasse mir vor stechendem Schmerz an den Kopf. „Clara? Sie fangen an.“, zischt meine Freundin Loretta mir zu und ich höre, wie die Dorfbewohner, einer nach dem anderen, ein paar Worte über meinen Vater sagen. Es berührt mich, wie viel Wertschätzung ihm entgegengebracht wurde. Sie danken ihm, preisen seine Großzügigkeit und seinen hellen Verstand. Auch ich rede, nachdem ich mich einigermaßen gefangen habe. Ich ende mit den Worten: „Niemals hätte ich gedacht, dass mein Vater alleine im Wald sterben würde, ohne die Möglichkeit, sich von mir zu verabschieden. Doch wir alle wissen, dass man alleine gegen mindestens zwei oder drei Wilde kaum eine Chance hat, und die beiden Leichen neben der Seinen beweisen, dass er sich einen erbitterten Kampf geliefert haben muss. Ich werde meinen Lebtage an ihn denken, bis ich ihn eines Tages wiedersehe.“ Die Leute nicken bekräftigend. Mir wird die Fackel gereicht und ich ergreife sie, fast hätte ich sie fallen lassen. Es kostet mich Überwindung, aber ich hebe meinen Kopf und blicke meinem Vater ein letztes Mal ins Gesicht, entstellt nun, nicht nur durch den Tod, sondern auch durch die schweren Verletzungen durch seine Mörder. Ein letzter Blick. Zumindest in dieser Welt. Die Zeit scheint nicht zu verstreichen, doch plötzlich hebe ich die Fackel, halte sie an das Holz und sehe verschwommen, wie das Feuer entfacht wird und sich schnell ausbreitet. Wohlweislich nimmt Loretta mir die Fackel aus der Hand, ich spüre es kaum. Ich zwingen mich wegzusehen, als die Flammen ihn verschlingen. Ich nehme wahr, wie Magnus, ein Freund meines Vaters, die Leute wegdrängt, die mir ihr Beileid bekunden wollen. Er nickt mit dem Kopf in Richtung meiner Hütte. Ich nicke dankbar zurück. Angekommen, falle ich auf meine Schlafstätte und mich übermannt augenblicklich ein tiefer, traumloser Schlaf.

Als ich am Morgen erwache, fange ich nicht sofort wieder an zu weinen, aber ich fühle eine Hoffnungslosigkeit, die meinen ganzen Körper ergreift. Ich habe schon früh gelernt, selbst für mich zu sorgen und mich zu verteidigen, das wird kein Problem sein. Mit immerhin sechzehn Jahren habe ich mehr Glück als die, deren beide Eltern sterben, wenn sie noch viel jünger sind. Nicht jeder überlebt. Was mir viel mehr zu schaffen macht, ist die Tatsache, dass es keinen Abschied gab. Niemand von uns hat damit gerechnet, es gab keine letzten Worte oder wenigstens einen Brief. Ich schaue mich in der Hütte um und habe das Gefühl, das Chaos in meinem Kopf wäre vielleicht leichter zu bezwingen, wenn die Unordnung in unserer Hütte erst einmal verschwunden wäre. Ich mache mich an die Arbeit, sortiere Kräuter, Bücher, lose Blätter und Kleidungsstücke. Dann wende ich mich der Schlafstätte meines Vaters zu, um die herum noch all seine Sachen liegen und die ich noch nicht angerührt hatte. Ein Blick darauf ließ mich für den Bruchteil einer Sekunde glauben, er wäre nur kurz in den Wald gegangen und käme gleich zurück. Entschlossen gehe ich auf das Durcheinander zu, von dem er immer behauptet hatte, dass es eine Ordnung besitze, die anscheinend nur er kannte. Bei der Erinnerung muss ich lächeln. Ich sehe mir die Regale genauer an. Weniger Kräuterbücher, mehr Unbeschriftetes. Und eine Menge Flaschen und Dosen mit Flüssigkeiten, Hölzer, Harze, Blüten, Wurzeln, Kräuter...ich muss stutzen.

Ich ziehe ein Buch aus dem Regal, auf dessen Rücken ein Symbol prangt, das ich nur zu gut kenne. Ich sehe an mir herunter, auf die Kette, die ich immer trage. Mein Vater hatte sie mir geschenkt, als ich gerade laufen konnte. An ihrem schwarzen Lederband hängt ein zwölfzackiger Stern, der aus zwei übereinanderliegenden sechszackigen Sternen besteht. Das Symbol ist sehr filigran gearbeitet und aus echtem Gold. Das Buch in meinen Händen hat einen staubigen, alten Ledereinband, auf dessen Vorderseite mein Symbol zu sehen ist. Goldglänzend, keineswegs so verstaubt wie der Rest des Buches. Es war tiefer ins Regal geschoben worden als die anderen Bücher. Ich wische mit dem Ärmel bedächtig über den dunklen Einband, muss aber trotzdem die Augen zusammenkneifen um das Wort zu entziffern, welches in schwarzen Buchstaben über dem mittig liegenden Stern zu lesen ist.

„Schattenbuch“, flüstere ich. Ich habe noch nie davon gehört und löse neugierig die Schnalle, die das Buch unterhalb des Sterns zusammenhält, und öffne es. In der ersten Sekunde bin ich enttäuscht, die Seiten scheinen dunkel und unlesbar zu sein. Dann erkenne ich, dass sie bloß im Schatten liegen. Ich trete näher ans Fenster und halte das Buch ins Licht. Die Seiten liegen immer noch im Dunkeln. Seltsam, ich sehe, wie das Licht auf meine

Hände, links und rechts jenseits des Buches fällt. Was ich auch versuche, die Seiten bleiben im Schatten, also schlage ich das Buch enttäuscht zu und besehe mir den Einband noch einmal genauer. Ich streiche mit den Fingern darüber und spüre Einkerbungen. Das Sternensymbol scheint in das Buch hineingeritzt zu sein, eine tiefe Prägung. Vielleicht war die Sache ja einfacher zu lösen, als gedacht. Ich nehme meine Kette ab und drücke den Anhänger in die Einkerbungen. Tatsächlich, er passt genau hinein! Innerlich Luftsprünge machend, schließe ich die Augen, öffne sie wieder und schlage das Buch willkürlich auf. Viele eng geschriebene Sätze und Zeichnungen. Ich überfliege einige Seiten. Kräuterkunde und Brauerei und scheinbar Ansätze von Magie. Damit kenne ich mich nicht aus, ich stehe der Magie eher skeptisch gegenüber. Ich überfliege jede einzelne Seite. Auf den letzten Seiten stoße ich auf ein Kapitel, welches sich mit dem Tod beschäftigt. Aufmerksam lese ich es durch. Zweimal.

Da steht es. Genau das, was ich brauche. Auch wenn mir das bis eben noch nicht klar gewesen ist. Ganz kurz lindert es die Trauer. Die ganze Zeit trieb mich die Tatsache um, dass es keinen Abschied gegeben hatte, dass wir unwissend auseinander gegangen waren. Es war, als wäre er mehr als nur gestorben, als wäre er mir entrissen worden, einfach so und ohne mein Wissen. Ich wusste, ich konnte damit nicht einfach so abschließen, es würde mich beschäftigen, an mir nagen und mich nicht mehr loslassen. Bis jetzt, bis zu diesem Buch, in dem es vielleicht eine Auflösung gab. Dafür musste ich sie aber erst einmal verstehen. Wie mir schnell klar wird, kann man Tote nicht zurückholen, und damit hatte ich auch nicht gerechnet. - Aber man *kann* sich verabschieden. - Meine anfängliche Euphorie verwandelt sich langsam in Hysterie, denn ich will aus den Seiten einfach nicht schlau werden, verstehe aber, dass mir die Zeit davonläuft. Denn hier steht, dass man Toten nur noch in einer Zwischenwelt begegnen kann, dort, wo sich die Toten auf ihre Reise vorbereiten, während ich eine Lebende bin, die nur zu Besuch ist. Ich würde also früh genug zurückkehren müssen, um nicht ebenfalls die Schwelle ins Reich der Toten zu überschreiten. Mein Vater war bereits seit zwei Tagen tot, neun Sonnen sollte es in der Zwischenwelt geben. In dem Buch stehen die fremden Sonnen und Mondzyklen, die dort angeblich herrschen. Drei Monde und drei Sonnen gehen jeden Tag und jede Nacht auf. So mussten die neun Sonnen, die er dort hatte, hier drei Sonnen entsprechen, also drei Tagen. Ich vergewissere mich mit einem Blick aus dem Fenster, dass die Sonne ihren höchsten Punkt noch nicht erreicht hat. Wenn die Sonne unterging und der darauffolgende Mond ebenfalls, dann würde mein Vater das Zwischenreich verlassen und weitergehen. Viel Zeit blieb mir also nicht. Schnell und doch genau lese ich mir die Instruktionen durch. Was nötig ist, habe ich. Ein Geschenk des Toten, den ich suche: die Kette. Sie würde mich hin und zurück bringen. Dafür reicht eine Berührung, ich würde sie also dort abnehmen müssen. Dann eine Träne, die ich nur für ihn weine und die auf den Kettenanhänger tropfen muss. Und zuletzt muss ich meine Hand auf die richtige Seite im Buch legen, was beweist, dass ich es öffnen und lesen kann und dass ich es besitze, ich also würdig bin, da mir jemand Buch und Schlüssel geschenkt haben muss. Ich schnappe mir einen kleinen Zuziehbeutel und binde ihn an meinen Gürtel. Jetzt noch die Träne. Ich rufe mir Bilder meines toten Vaters in den Kopf, wie leer und klein er aussah, als ihn die Flammen verschlangen. Und dann erinnere ich mich, wie er war, als er lebte. Wie er mit mir lachte, jagte, mir die Welt erklärte, alleine und ohne meine Mutter, die bei meiner Geburt gestorben war. Mein Magen zieht sich schmerzhaft zusammen, mir rinnen die ersten Tränen die Wangen hinunter. Ich setze eine Spitze des Sternenanhängers an das Ende der Tränenspur und lege meine Hand auf die Seite im Buch. Der Anhänger scheint die Träne aufzunehmen, meine Hand klebt plötzlich auf der Buchseite, ich kann sie nicht mehr bewegen und dann erfassen mich heftige Kopfschmerzen und ich glaube, mein Kopf müsse jetzt bersten, als ich, die Hand immer noch auf dem Buch, seitlich wegsacke. Als mein Kopf auf dem Boden aufschlägt, wird alles dunkel und still.

Vermutlich ist nur eine Sekunde verstrichen, mir kommt es vor wie eine Ewigkeit, als ich die Augen wieder aufschlage. Ich weiß nicht, was ich mir vorgestellt habe, vielleicht etwas Düsteres, Schauriges, aber nicht das hier. Es ist so hell und weiß. Ich scheine auf einem Hügel zu stehen, der nach einiger Zeit langsam abfällt. Den tieferliegenden Ausläufer des Hügels kann ich nicht sehen. Fast direkt vor mir ragt ein imposanter Palast aus weißem Marmor empor, umgeben von Säulen und feinsten Verzierungen. Er sieht wie gerade neu erbaut aus, dennoch stelle ich verwundert fest, dass er zum Teil eingestürzt ist. Unterhalb des Palastes stehen weiße Häuser im gleichen Stil und ebenfalls teilweise eingestürzt. Auch hier sieht alles neu aus und die eingefallenen Stellen wirken nicht sehr alt. Alles ist sauber. Ich selbst stehe auf einer schneeweißen, perfekt glatten Marmorstraße, aber an den Rändern von zahllosen, wunderschönen Ornamenten verziert. Wo kein Marmor ist, wächst frisches, grünes Gras, kleine Sträucher, Bäume und Wildblumen in voller Pracht. Die Kopfschmerzen sind verschwunden, ich fühle mich stark und gesund. Gleichzeitig überkommt mich aber auch das seltsame Gefühl, dass ich hier falsch bin, einfach fehl am Platz. Sollte dieses Gefühl mehr und mehr schwinden, schwindet auch das Leben aus meinem sterblichen Körper, den ich in der Hütte zurückgelassen habe. Die Kette lege ich sorgfältig und ohne den Anhänger zu berühren in meinem Zuziehbeutel. Nur er wird mich zurück schicken

können. Ich schaue mich um und realisiere die Menschen, die toten Menschen. Die meisten gehen zielstrebig in eine Richtung. Sie ignorieren einander oder nicken sich höchstens freundlich zu. Sie kennen sich natürlich nicht, aber dafür, dass sie vor maximal drei Tagen gestorben sind, wirken sie dennoch gefasst, ja ruhig. Vor allem die alten Leute. Aber es sind auch zahllose jüngere Menschen unterwegs, einige wenige wirken desorientiert. Ich schätze, dass die Älteren sich längst mit ihrem Schicksal abgefunden hatten, denn auch in unserem Dorf sagten sie, dass man keine Angst vor dem Tod haben muss, wenn man so alt ist und so viel erlebt hat.

Ich sollte mir einen möglichst guten Überblick über den gesamten Ort verschaffen. Als ich einen hohen und völlig intakten Turm an der Seite des Palastes entdeckte, kommt mir eine Idee. Ich begeben mich also in den marmornen Palast hinein. Er ist fast menschenleer. Nur wenige haben sich hier hinein verirrt. Die meisten scheinen sich aber auf ihrem Weg nicht ablenken lassen zu wollen. Wo sie wohl hinwollen? In Gedanken versunken bin ich bis zum Fuße des Turms gelangt, jetzt blicke ich hoch. Eine lange Wendeltreppe aus ebenfalls weiß-glänzendem Marmor, windet sich den Turm hoch. Ich steige hinauf, von wo aus mich ein unglaublicher Ausblick erwartet. Die weißen Häuser erstrecken sich bis zum Ende des breiten Hügels und zerstreuen sich dann. In der Ebene stehen keine Häuser mehr. Der Grund, weshalb es diese Häuser überhaupt gibt, wird mir ohnehin nicht ersichtlich, es scheint in keinem jemand zu wohnen. Auch die grüne Wiese endet nach einigen hundert Metern. Ich kann kaum so weit sehen, meine dahinter aber weißen Sand zu erkennen. Als ich mich umsehe, stelle ich fest, dass ich wohl tatsächlich auf dem höchsten Punkt dieser, ja, was ist es, vielleicht eine Insel, stehe. Ein Stück neben mir ragt die prächtige zwiebelartige weiße Hauptkuppel des Palastes empor. Wie sie gebaut wurde ist mir ein Rätsel. Ich wende mich der Sonne zu und erinnere mich, dass ich nicht mehr allzu viel Zeit habe. Es sind mehrere Sonnen, und offenbar geht die erste gerade im Westen unter, während im Süden gerade eine neue Sonne aufgeht. Jetzt ergeben die ganzen Sonnen- und Mondzyklen aus dem Buch einen Sinn. Die Sonnen bewegen sich hier schneller als bei uns, das erkenne ich auch ohne Zeitgefühl. Und wenn man dem Buch Glauben schenken darf, dann steht gerade bereits die zweite Sonne am Himmel. Bei näherer Betrachtung, so gut das mit meinen zu Schlitzten verengten Augen eben möglich ist, erkenne ich, dass diese Sonne viel heller als eine gewöhnliche Sonne ist und dass sie offenbar völlig weiß ist. Ich schließe die Augen und muss mehrmals blinzeln, um die grellen Punkte zu vertreiben. Ich beschließe, mich an der Sonne zu orientieren, die bereits ihren höchsten Stand erreicht hat und beeile mich, die Stufen hinunter zu laufen, als ich fast über einen Jungen stolpere, der nicht älter als sechs oder sieben Jahre alt zu sein scheint. Er sieht mich prüfend an und ich frage ihn, ohne nachzudenken: „Warum bist du denn schon hier?“ Verwundert blickt er mich mit seinen großen braunen Augen an und antwortet: „Na ich bin tot, oder? Du nicht?“ „Äh, ja doch, also nicht direkt, ich meine, ich suche jemanden...“, stammle ich unbeholfen. „Ich weiß, dass du, naja, tot bist, aber du bist doch noch so jung...und...“ „Wenn du wissen willst, woran ich gestorben bin...also ich habe eine Vermutung. Die Frau, die mich aufgezogen hat, ist nicht meine leibliche Mutter, sie ist Bäuerin und sie hatte noch fünf weitere Kinder. Ich war immer der Schwächste und Kleinste, und in letzter Zeit ist die Ernte schlecht ausgefallen. Ich bin in der Nacht gestorben, im Schlaf, aber ich war kurz bei Bewusstsein, in der Zeit zwischen Schlaf und Tod, und da habe ich etwas Weiches auf meinem Gesicht gespürt und keine Luft mehr bekommen. Ich glaube, sie hat mich erstickt.“ Er blickt beschämt zu Boden. Mir steht der Mund offen. „Oh mein Gott, das ist ja schrecklich grausam, wie konnte sie nur!“ Armer Junge, es wirkt, als gäbe er sich selbst die Schuld daran. Unvermittelt knie ich mich vor ihn hin, blicke in seine verwunderten Augen und sage: „Es ist nicht deine Schuld, dass sie das getan hat. Sie muss furchtbar boshaft und gleichgültig gewesen sein und es tut mir so schrecklich leid, was sie dir angetan hat.“ Dieser kleine Junge, der schon viel zu erwachsen für sein Alter zu sein scheint, guckt mich an und sagt: „Ich wusste, dass sie etwas Schlimmes plant, denn sie war wirklich verzweifelt, aber ich habe nichts getan, und das bereue ich nicht, denn hier ist es viel schöner als dort, wo ich herkomme.“ Ich drücke ihn fest an mich und habe eine Idee. „Komm, ich nehme dich auf die Schultern!“, rufe ich. Er steigt auf und ich halte seine Beine fest, während ich weitergehe.

Als wir am Fuß des Hügels stehen, sehe ich in der Ferne den weißen Sand und noch ein Stück dahinter erahne ich Wasser. Ich will hinlaufen, bestimmt wäre es warm genug zum Schwimmen, aber als ich wieder gen Himmel blicke, scheint dort bereits die dritte Sonne, die soeben im Westen aufgegangen ist. Bin ich wirklich schon so lange hier? Werde ich meinen Vater bei Nacht überhaupt finden können? Ich werde immer schneller und folge den Leuten, die gelassen abbiegen und nun dem Marmorweg, der am Fuß des Hügels entlang läuft, folgen. Wie tausend Stunden kommt es mir vor, doch die Sonne, die gerade erst ihren höchsten Punkt überschreitet, sagt etwas anderes. Die Menschen sehen keineswegs tot, verletzt oder krank aus, sie scheinen kerngesund und unversehrt zu sein.

Die dritte Sonne neigt sich dem Ende ihrer Bahn entgegen, und ich laufe wieder schneller, wobei ich den Kleinen gut festhalte. Als die Sonne nun fast untergegangen ist, erkenne ich in der Ferne etwas, das wie lange

Stangen aussieht. „Kannst du was erkennen?“, frage ich den Kleinen. „Das sind ja...unglaublich, das sind Mäste! Und die gehören zu Schiffen!“, ruft er von meinen Schultern. Jetzt erkenne auch ich sie. Große, prachtvolle Schiffe mit riesigen, dunkelblauen Segeln und aus glänzendem Holz. Dunkle Holzstege führen vom weißen Strand über klares, türkises Wasser zu den Schiffen. Wir sind wohl tatsächlich auf einer Art Insel und die Schiffe erstrecken sich in einer langen Linie bis zum Horizont. Wie viele es sind kann ich nicht sagen, aber über den Strand verteilt stehen hunderte Menschen, dunkelhäutig, hellhäutig, mit schmalen Augen, jung, alt, Groß und Klein. Viele von ihnen gehen bereits über die Stege zu einem Schiff, manche Schiffe sind sogar schon gefüllt. Plötzlich wird der Kleine auf meinen Schultern nervös und will runter. „Weißt du denn, wo du hin musst?“, frage ich überrascht, denn nirgends ist ein Schild oder etwas Ähnliches zu sehen. „Ja sicher. Du denn nicht?“, fragt er ungläubig und sieht mich an. Auf dem Weg habe ich meinen Vater nicht gesehen, der Junge und ich, wir haben Ausschau gehalten, denn ich habe ihn ihm genau beschrieben. Er hatte allerdings sechs Sonnen länger Zeit als ich, also muss er noch hier sein. Oh Gott, bitte, mach, dass er noch hier ist und ich mich verabschieden kann, es ist meine letzte Gelegenheit. Ich war in Gedanken versunken und als ich mich umsehe, ist der kleine Junge verschwunden. Ich dränge mich durch die Menge, die das kaum bemerkt, und rufe nach ihm, aber ich kenne nicht mal seinen Namen. Ich werde immer panischer, ich darf jetzt nicht verrückt werden. Ich rufe nach meinem Vater, werfe Blicke in alle Richtungen und da stelle ich erschrocken fest, dass ein Schiff bereits abgefahren ist. Oh nein, lass meinen Vater noch hier sein. Ein zweites Schiff, viel weiter hinten, legt gerade ab. Ich will hinlaufen, doch schon sehe ich ein drittes und ein viertes Schiff die Segel setzen. Allmählich lichten sich die Menschenmengen und die Schiffe füllen sich. Ich rufe wieder und wieder nach meinem Vater und auch nach dem kleinen Jungen, aber ich bekomme keine Antwort.

Die dritte Sonne ist untergegangen und ein schwarzer Mond geht im Osten auf. Er sieht völlig unwirklich aus, denn er scheint Dunkelheit auszustrahlen, wie die Sonne das Licht. Ich bleibe wie angewurzelt stehen, als ich den Schatten eines Strauches im Sand erkenne. Der Schatten ist nicht dunkel, alles drumherum ist es. Als würde die Sonne den Teil bescheinen, der von der Pflanze vor der Dunkelheit des Mondes geschützt wird. Ich reiße mich von dem Anblick los und stelle erschrocken fest, dass nun kaum noch eine Handvoll Schiffe anliegt. Wenige Menschen sind noch unterwegs. Trotz der Dunkelheit bin ich mir sicher, mein Vater ist nicht dabei. Ich habe die Hoffnung aufgegeben. Vielleicht kehre ich nicht zurück und bleibe einfach hier. Dann stirbt mein Körper, aber was dann mit mir passiert, weiß ich nicht. Ich lasse mich in den Sand fallen, ziehe meine Beine an und lasse den Kopf auf die Knie sinken.

Da legt sich mir plötzlich eine Hand auf die Schulter und eine überraschte Stimme sagt: „Clara! Was tust du hier?“. Ich springe auf und wirble herum und da ist er. Mein Vater steht vor mir, unversehrt und lebendig wie eh und je. Ich jauchze auf und falle ihm in die Arme. Tränen rinnen über mein Gesicht. „Du bist noch da...ich dachte...habe nicht geglaubt...ich wollte mich doch verabschieden...“, schluchze ich. Er lässt mich los und fragt skeptisch: „Du bist also nicht tot? Du lebst! Das bedeutet, du hast das Buch gefunden. Oh, meine schlaue Tochter!“ „Ich musste dir doch *Auf Wiedersehen* sagen, du bist in den Wald gegangen und dann warst du einfach tot! Ohne mir etwas zu sagen, ohne mich zu fragen“, sage ich lachend und völlig aufgelöst. Er drückt mich nochmal, drückt mir einen Kuss auf die Stirn und als ich wieder einen klaren Gedanken fassen kann, frage ich: „Wie hast du mich denn hier bloß gefunden, warum hast du so lange gewartet?“ Er grinst mich an und zeigt auf ein Schiff, das letzte, das noch nicht abgelegt hat. Es liegt vielleicht hundert Meter entfernt. „Erstens ist mein Schiff da hinten...“, er grinst noch breiter, „...und zweitens habe *ich* dich ja gar nicht gefunden. *Er* war es, der mich gefunden hat“, sagt er und zieht einen kleinen, grinsenden Jungen hinter seinem Rücken hervor, den ich in der Dunkelheit tatsächlich nicht bemerkt hatte. Es war mein kleiner Junge, der einfach in der Menge verschwunden war. Ich falle auf die Knie und umarme ihn fest, dann gebe ich ihm einen Kuss auf die Wange und sage: „Danke, du hast ihn für mich gefunden, was hätte ich nur ohne dich getan?!“. Er sieht verlegen aus. „Er stand vor meinem Schiff und ich habe ihn erkannt. Wir nehmen nämlich das selbe Schiff.“ Ich blicke verwundert zu meinem Vater hoch. „Tatsächlich?“, frage ich. „Siehst du hier noch ein Schiff?“, entgegnet er. „Wir zwei wurden beide getötet und wir sind beide nicht schuld daran!“, fügt er dann erklärend hinzu. „Deshalb dasselbe Schiff. Und so langsam müssen wir los, wenn der erste Mond nämlich untergeht, dann fährt das Schiff ohne uns ab, und ich will doch nur sehr ungern zu einem Geist werden.“ Ich richte mich auf und begleite sie zum Steg. Ich umarme den Kleinen noch ein letztes Mal. „Auf Wiedersehen“, flüstert er. „Worauf du dich verlassen kannst“, flüstere ich zurück. Dann umarme ich noch einmal meinen Vater und ich versuche, mir diese Umarmung einzuprägen. „Auf Wiedersehen, Papa“, sage ich. „Aber lass dir ruhig noch Zeit“, erwidert er lächelnd. Etwas hilflos sehe ich zu, wie er den Kleinen an die Hand nimmt und beide an Bord gehen. „Gib Mama einen Kuss von mir! Und sag ihr, dass es mir gut geht!“, kann ich ihm gerade noch zurufen. Sie heben beide die Arme und winken mir zu, bis das Schiff in der Dunkelheit verschwindet.

Ich ziehe meinen Beutel auf, berühre den Anhänger, und alles wird schwarz...